

# «Der gute Schüler ist heute ein Mädchen»<sup>1</sup> oder Die Schule im Genderfokus

Von Jürgmeier

«Gendereien», sagt meine Mutter mit Blick auf mein mit Helen Hürlimann verfasstes Buch «Tatort, Fussball und andere Gendereien», «das hat mit den Genen zu tun, oder?» «Nein, eben gerade nicht», widerspreche ich – wie immer etwas zu ungeduldig. Sie hat die Folgen der kulturell hervorgebrachten Geschlechterdifferenz am eigenen Leib erlebt. Dass sie ihren Jugendtraum, Archäologie zu studieren, nicht verwirklichen konnte, lag nicht an ihrem biologischen (Englisch: sex), sondern an ihrem sozialen Geschlecht (gender). Letzteres wird durch die jeweils herrschenden Geschlechterverhältnisse, -normen und -vorstellungen hervorgebracht. Obwohl meine Mutter wegen ihrer Leistungen zeitweise als einziges Mädchen mit den Buben Algebrastunden besuchen durfte, blieb ihr nur die Lehre als Verkäuferin. Auch ihre beiden über 15 Jahre jüngeren Schwestern gingen diesen «Frauenweg». Gleich den Schwestern meines Vaters. Eine richtige «Genderei». Und natürlich auch eine soziale Frage, mein Vater als Ältester konnte gar keine Berufslehre machen.

Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion – der gegenderte Dreisatz

Frau wird nicht als Frau, Mann nicht als Mann geboren. Frau wird zur Frau, Mann zum Mann gemacht. Diese Sätze sind zu Ikonen geworden. Den alten Streit zwischen Natur und Kultur haben sie nicht gelöst. Interessanter als der nie definitiv zu entscheidende Disput ist die Frage, was hinter dem Bedürfnis steckt, die eine oder die andere Variante zu favorisieren? Ist es die Sehnsucht nach Aufgehobenheit im scheinbar Unveränderlichen, was die einen auf die Biologie hoffen lässt? Oder, umgekehrt, der Wunsch nach der Freiheit, sich selbst entwerfen zu können, weshalb andere auf die Kultur setzen? Jenseits der dualistischen Trennung von Natur und Kultur ist das, was wir als Geschlecht wahrnehmen, das Resultat komplexer Wechselwirkungen zwischen Sex und Gender. Geschlecht ist immer (auch) etwas Hervorgebrachtes beziehungsweise Ausgehandeltes. In Schule und anderen Sozialisationsfeldern werden Geschlechterkonzepte entworfen und durchgesetzt, wird aufgrund widersprüchlicher Utopievorstellungen (Gleichheit durch Identisch-Sein, Gleichheit in Differenz durch Anerkennung des/der Anderen, Gleichheit durch Dekonstruktion, das heisst in individueller Vielfalt) agiert. Gerade Lehrpersonen müssen sich bewusst sein, welche Geschlechter-Vorurteile und -Konzepte in ihre alltäglichen Interaktionen mit Lernenden einfließen. Ob eine Lehrperson die «braven Mädchen» den «bösen Buben» als leuchtendes Beispiel vorhält, sich mit den jungen Männern – die keine Aufsätze, «sondern das erste Kapitel eines Romans», so Allan Guggenbühl im

---

<sup>1</sup> Remo Largo, in: «Das Magazin», 12.1.2008

«Club» vom 6.7.2004, schrieben – identifiziert oder mit der «friedfertigeren Frau» solidarisiert, obwohl sie den Mann geohrfeigt hat, immer macht sie reichlich gegenderte Zuschreibungen.

Frauenbewegung und feministische Theorie haben drei Ansätze hervorgebracht, die auch die aktuellen Gender-Debatten prägen und denen je ein eigenes Gender-Dilemma – wie es Nadja Ramsauer, die Leiterin der Fachstelle Gender Studies an der Zürcher Fachhochschule, in verschiedenen Referaten und Publikationen formuliert hat – entspricht:

**Der Gleichheitsansatz** – Männer und Frauen sind gleich und deshalb gleichberechtigt. Das Dilemma: «Die Gleichbehandlung von Ungleichen», schreibt Nadja Ramsauer, «baut Ungleichheit ... nicht ab, sondern verstärkt sie.» Eine These, die sich im schulischen Alltag zu bestätigen scheint – wer Lernende mit ungleichen sozialen, kulturellen und Bildungshintergründen beziehungsweise unterschiedlichem Geschlecht unter den heutigen Bedingungen denselben Inhalten, Methoden und Anforderungen unterwirft, (re)produziert jene Ungleichheiten, die er oder sie hinterher in selektiven Noten festschreibt. Wer Gleichheit auf die Formel «Wir sind alle gleich» reduziert, blendet Geschlechteraspekte von PolitikÖkonomieSexualitätGewaltGesundheit aus, die das Hier und Jetzt prägen, in dem die gleiche soziale Teilhabe erst durch besondere Anstrengungen beziehungsweise Förderung Benachteiligter möglich wird. Gleichheit meint das Denkbare, das, was im Gegensatz zum Vorgefundenen und gegenwärtige Lebensrealitäten Bestimmenden auch möglich wäre.

**Der Differenzansatz:** Männer und Frauen sind verschieden, haben unterschiedliche Lebensaufgaben und gesellschaftliche Funktionen, sind aber trotzdem gleichberechtigt. Die Gefahr des Differenzansatzes ortet Nadja Ramsauer darin, «dass die tradierten geschlechterspezifischen Zuschreibungen fortgeschrieben und Geschlechterstereotypen reaktiviert werden». Die zentrale Frage ist, ob sich Differenzansätze auf das Vorgefundene beziehen, das heisst, ob sie real existierende Differenzen und Diskriminierungen benennen oder ob sie diese erst mit hervorbringen, indem sie sie als vorgegeben postulieren.

**Der Dekonstruktionsansatz:** «Mann» und «Frau» sind keine natürlichen, vorgegebenen Kategorien, sondern soziale oder auch sprachliche Konstrukte. Dekonstruktionsansätze enthalten die Gefahr, dass sie den Rahmen, «in dem überhaupt noch Aussagen über geschlechtertypische Problemlagen ... gemacht werden können», wegdiskursieren und Realitäten vorschnell verklären. Allerdings nur dann, wenn der Satz «Wir unterscheiden uns nicht» als «Wir unterscheiden uns hier und heute nicht» verstanden wird; begreifen wir ihn als «Wir müssten uns nicht unterscheiden», wird die Gleichheit zum utopischen Potenzial. Im Übrigen scheint es sinnvoll, zwischen Dekonstruktion im engeren und weiteren Sinne zu unterscheiden. Dekonstruktion im engeren Sinne meint den analytischen Ansatz, der die Geschlechterdifferenz als gewordene (nicht vorgegebene) und soziale Vergeschlechtlichungsprozesse sichtbar macht. Dekonstruktion im weiteren Sinne umfasst alle Handlungen und Interventionen, die geschlechterdifferente Strukturen, Normen, Mythen, Wahrnehmungs- und Zuschreibungskonstrukte überwinden.

Hinter allen drei Ansätzen stehen letztlich Gleichheitsutopien, entscheidend ist die Blickrichtung: Meint Gleichheit beziehungsweise Differenz das Vorgefundene (das, was ist), das Vorgegebene (das, was zwingend so sein muss) oder das Denkbare (das, was auch möglich wäre)? Für die Verwendung des Genderfokus in Bildungsberufen (und sozialen Professionen schlechthin) scheint es mir sinnvoll, die drei skizzierten Ansätze situationsgerecht zu verknüpfen, zum Beispiel in folgenden fünf Schritten:

1. Wahrnehmen, was ist
2. Eigene Geschlechturvorurteile reflektieren
3. Dekonstruktion im engeren Sinne
4. Dekonstruktion im weiteren Sinne
5. Wahrnehmen, was jetzt ist – zurück zu Schritt 1.

Im anhaltenden Konstruieren und Dekonstruieren muss dem Genderblick immer wieder eine präzise Wahrnehmung dessen, was ist, abverlangt werden. Welche als natürlich erscheinenden Geschlechtergrenzen lassen sich (noch) überspringen, welche müssen wir (vorläufig) als gegeben akzeptieren?

### Die Schule – ein gegendertes Exempel

Seit den Schulzeiten meiner Mutter hat sich die (Schul-)Welt radikal verändert. Auch wenn bei den 25- bis 64-jährigen Frauen noch immer 23 Prozent (im Gegensatz zu 13 Prozent der Männer) keine nachobligatorische Bildung haben<sup>2</sup>, das heisst weder eine Berufslehre noch eine Mittelschule mit anschliessender Hochschule absolvieren, zeichnet sich ab, dass Frauen bald das besser (aus)gebildete Geschlecht sind. Mädchen/Frauen haben die besseren Schulnoten, mehr Maturitätsausweise und faktisch ebenso viele Hochschulabschlüsse wie die Knaben/Männer. In Klein- beziehungsweise Sonderklassen aber waren immer schon drei Viertel der SchülerInnen männlichen Geschlechts.

In den Interpretationen dieser Fakten werden unterschiedliche Geschlechtervorstellungen und –vorurteile sichtbar. Der Verfasser des pädagogischen Standardwerks «Babyjahre» Remo Largo – für den es offensichtlich undenkbar ist, dass es mit rechten Dingen zugeht, wenn Mädchen schulisch besser abschneiden als Buben – sieht diese Zahlen als Beweis für neue Chancenungleichheiten. «Die Mädchen», sagt er im «Magazin» vom 12. Januar 2008, «werden systematisch bevorzugt, die Buben hingegen diskriminiert. In den Ohren der Psychologin und Autorin Julia Onken eine «abenteuerliche» These, sie verweist im «Club» auf die ganz andere «Lebenswirklichkeit» (ungleiche Löhne, Machtpositionen usw.). Der durch eigene Erfahrungen sowie feministische Erkenntnisse geschulte Blick verweigert sich der ungeheuerlichen Vorstellung, Angehörige des privilegierten Geschlechts könnten punktuell benachteiligt sein. Regierungsrätin Aepli hält Largo entgegen: «Der gute Schüler war immer schon ein Mädchen, aber früher hat man die Mädchen nicht ermuntert». Im Klartext: Buben sind von Natur aus dümmer, aber die soziale Benachteiligung des weiblichen Geschlechts hat während Jahrhunderten verdeckt, dass Frauen eigentlich die Klügeren sind.

Davon ausgehend, dass die gegenwärtigen schulischen Defizite von Buben ebenso wenig in ihren Genen begründet sind wie die früher behauptete intellektuelle Schwäche der Mädchen, stellt sich die Frage, was männliche Jugendliche daran hindert, in der Schule ihre Möglichkeiten voll auszuschöpfen. Eine mögliche Spur legt der Sozialpädagoge Lu Decurtins: «Das Männerbild», erklärt er im «Club», «ist nicht schulkompatibel», und Remo Largo moniert, nicht die Kompetenz, sondern das Verhalten lasse Schüler schlechter abschneiden als Schülerinnen. «Aber es darf doch nicht sein», fährt er im «Magazin» fort, «dass die heutige Pädagogik die

---

<sup>2</sup> Eidgenössische Kommission für Frauenfragen, 2006

Buben ausgrenzt, weil sie nicht so pflegeleicht sind wie Mädchen». Seine Aussage enthält jene gegenderte Doppelbotschaft, die vermutlich mitverantwortlich für das Verhalten von Knaben ist: Wer die Anforderungen der Schule erfüllt, ist «pflegeleicht», und die Pflegeleichten, so die Geschlechterzuschreibung, sind die Mädchen. Der Knabe aber gerät im Spannungsfeld schulischer Anforderungen einerseits, des Konzepts «Mann» andererseits in eine klassische «Doublebind»-Situation – entweder gute Schülerin oder spannender Mann.

Männliche Grandiositätsvorstellungen werden in der schulischen Realität bei den meisten entzaubert; solange Lernende bewertet werden, ist die Schule für viele (auch) ein Ort der Niederlage und der Demütigung. Die meist unterschiedlichen Reaktionen von Mädchen beziehungsweise Buben auf diese Situation müssen (auch) als Teil der Vergeschlechtlichung interpretiert werden. Während Mädchen sich bemühen, bessere (Anpassungs-)Leistungen zu erbringen, versuchen Buben, erlittene oder befürchtete Verletzungen durch Abwertung der Schule zu verdrängen. Widerstand, Leistungsschwäche und aggressives Verhalten müssen auch als Versuch interpretiert werden, in Momenten von Verzweiflung und Ohnmacht Männlichkeit zu (re)konstruieren. Wer sich von solchen Inszenierungen blenden lässt, das heisst, nur den Täter, nicht aber das Opfer «Mann», nur die Störung des Unterrichts, nicht aber die dahinterliegende Hilfsbedürftigkeit sieht, erliegt einem oberflächlichen Differenzansatz.

Lernen setzt das Eingeständnis voraus, nicht (alles) zu wissen. Das aber ist eine radikale Bedrohung des Konzepts «Mann». Es ist nicht das System «Schule», das die Mädchen bevorzugt, sondern das Konzept «Mann», das Buben im Umgang mit der Kränkung «Lernen» ein selbstschädigendes Verhalten abverlangt, sie daran hindert, weiblich konnotierte Hilfe anzunehmen und so ihr volles Leistungspotenzial auszuschöpfen. Das war vermutlich immer schon so, ist aber erst sichtbar geworden, seit Mädchen nicht mehr durch Weiblichkeitskonstruktionen an der Entfaltung ihrer (schulischen) Kompetenzen gehindert werden. Wenn die Schule zunehmend als weibliche Welt erscheint, der sich Buben – in Erfüllung der Grundkonstruktion «Mann sein heisst, nicht Frau sein» - tendenziell verweigern (müssen), ist das offensichtlich nicht primär das Resultat der realen Verweiblichung des Lehrkörpers, sondern der symbolischen Vergeschlechtlichung des pädagogischen Angebots selbst. Ähnliches gilt übrigens für den Bereich Psychologie. Fragt sich nur, weshalb Fachgebiete, Methoden sowie Institutionen, die von Männern dominiert worden sind und werden, am Ende (symbolisch) weiblich besetzt sind. Zwei denkbare Erklärungen:

1. Die Männer, welche die Vision Schule beziehungsweise Psychologie entworfen und verwirklicht haben, sahen sich selbst immer nur als aktiven=männlichen TherapierendenWissendenLehrenden, aber nie als passiven=weiblichen TherapiertenLernendenBelehrten.
2. Wo immer Frauen nicht mehr mit einem Differenzkonstrukt – zu wenig hart, zu empfindlich für ... - ausgegrenzt werden können, sondern, einem Gleichheitsansatz folgend, in Männerdomänen vorstossen, neigen die Vertreter des dominanten Geschlechts dazu, diese Bereiche und Aktivitäten zu entwerten, sich zurückzuziehen und, zur Rekonstruktion der Differenz, auf andere Felder auszuweichen. So könnte die Ablösung des Primats der Politik durch das Primat der Wirtschaft auch als gegenderte Reaktion auf die Eroberung von Parlamenten und Regierungen durch die Frauen gedeutet werden.

Das Konzept «Mann» wird – aus Angst vor den sich in geistige Höhen schwingenden Frauen – ins Theorie- und Intellektuellenfeindliche getrieben. Nachdem während Jahrhunderten der (männliche) Geist dem (weiblichen) Körper übergeordnet worden war, die Männer das Wort

und das Sagen für sich reklamierten, sind die theoretischen Geistes- und Sozialwissenschaften – die heute mehrheitlich von Frauen belegt werden – längst von den praktischen Erfahrungs-, den Naturwissenschaften verdrängt worden. Das Reden wird, Zug um Zug, feminisiert. «Ein Mann redet nicht viel», schreibt Wäis Kiani in ihrem Pamphlet «Stirb, Susi», «er weiss, dass Worte nichts sind als Schall und Rauch ...» Selbst der Wortmensch Goethe lässt seinen Faust am Primat des Wortes zweifeln und verkünden: «Im Anfang war die Tat». Für den Mann (und die Frau), der (oder die) sich der ökonomischen Logik unterwirft – die das Denken als das Nutzlose, das Handeln als das Verwertbare erscheinen lässt –, gilt: «Taten statt Worte», auch wenn der damit verbundene Zwang zu handeln in letzter Konsequenz den Zwang zur Gewalt enthält.

Die Grundformel «Mann sein heisst, nicht Frau sein» ist massgeblich für das schulische Elend der Buben verantwortlich, das – vergleichbar der Entwicklung bei den Frauen – nur durch eine Dekonstruktion des Geschlechts im weiteren Sinne überwunden werden könnte, das heisst durch Erweiterung des Konzepts «Mann» auf das traditionell Weibliche hin. Für Schule und soziale Praxis bedeutet das: Die männlich und tapfer kaschierten Unsicherheiten sowie Nöte von Knaben erkennen, Ermutigung und Empowerment der Buben, auch zu weiblich konnotierten Verhaltensweisen – Ängste zulassen, Hilfe annehmen, Lesen und Reden. Statt vorgefundene Männlichkeiten als vorgegeben zu erklären und immer wieder zu rekonstruieren, müsste eine geschlechtergerechte Didaktik beziehungsweise Pädagogik sich an der Dekonstruktion im weiteren Sinne beteiligen und mithelfen, Buben sowie Männer von jenem Allmachtskonzept zu befreien, das ein sie behinderndes und gleichzeitig andere bedrohendes ist – auf dass sie (wieder) Worte finden.